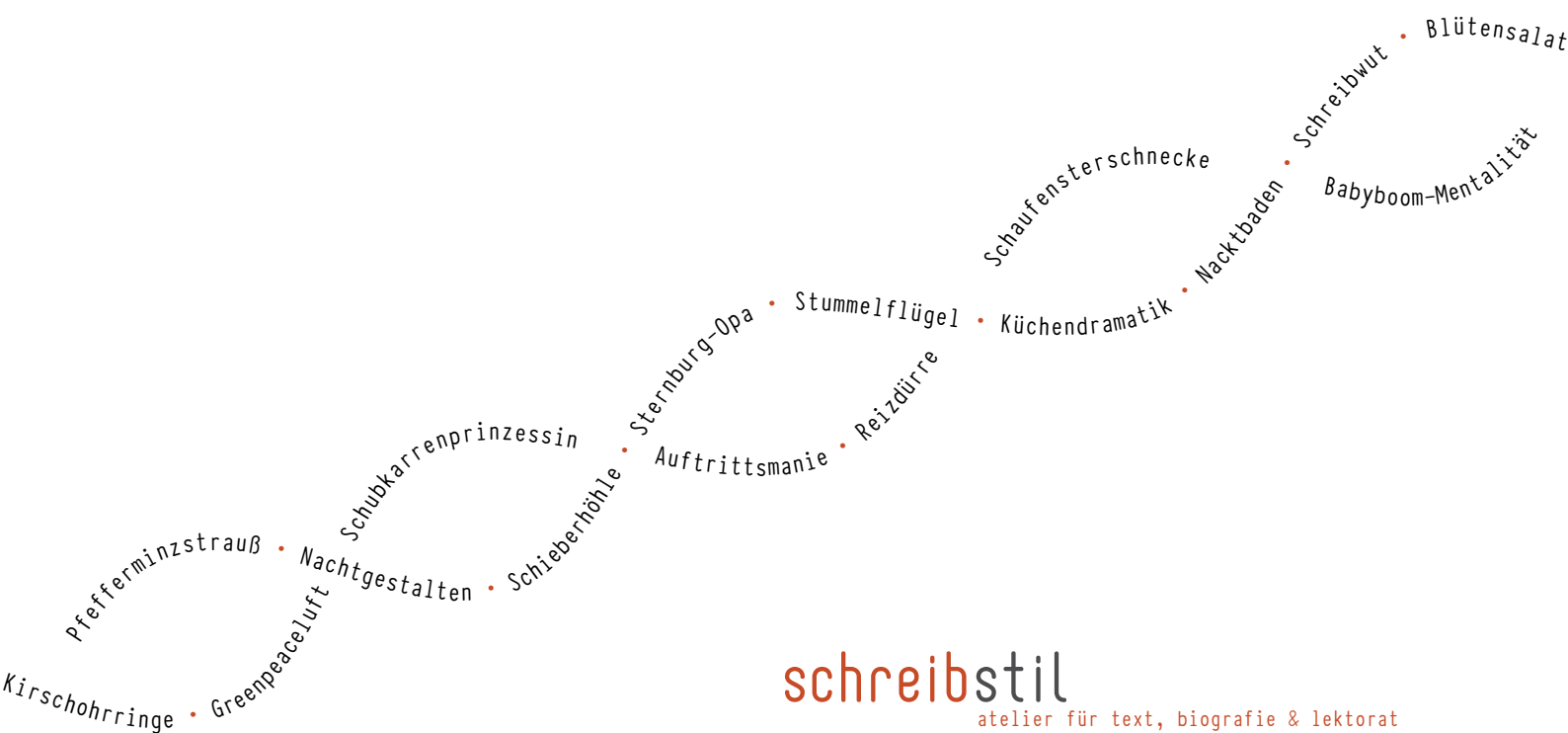


Eine pelzige Angelegenheit

Die Zulassung für das Medizinstudium hatten wir in der Tasche. Die Zimmer in Leipzig waren schnell gefunden. Nina kam bei Stoides unter. Meine neue Wirtin hieß Frau Geier, eine kauzige Frau mit einem ausgeprägten Faible für Deckchen aller Größen und Couleur. Diese zierten sämtliches Mobiliar der Wohnung und durften nicht beschmutzt werden, was zur Folge hatte, dass die Tischplatten und Ablageflächen ihre Funktion verloren und ich mein Geschirr beim Essen in der Hand behielt. Der Wirtin größtes Heiligtum jedoch war der Küchenherd. Kein Bratenspritzer durfte ihn entweihen. Und als sollte ich mich bei jeder Essenszubereitung an dieses Gebot erinnern, prangte über ihm der Schriftzug: „Eigner Herd ist Goldes wert.“

Wenn wir vom Seminar kamen, bog Nina nach links zu Stoides ab und ich ging nach rechts in des Geiers Reich – dann saß jede für sich allein in ihrem Zimmer. Das war nicht besonders gesellig und konnte nicht lange währen. Also beschlossen wir, eine Woche bei Nina und die darauffolgende bei mir gemeinsam Abendbrot zu essen. Frau Stoide hatte dafür durchaus Verständnis. Der Geier platzte jedoch schon am zweiten Abend der Kragen, als sie uns auf ihrem blank gewienerten Herd Spiegeleier braten sah. Beend vor Wut brüllte sie: „Ich habe nur an eine Person vermietet! Ich weiß nicht, warum Sie jetzt immer zu zweit sind! Wenn Sie auch noch zusammen kochen, dann ...“ „Aber Frau Geier“, raunte Nina süßlich, die nie um Worte verlegen war, „als gute Hausfrau müssten Sie doch wissen, dass ein Ei genauso lange brät wie zwei Eier.“ Das brachte die Wirtin vollends aus dem Konzept. Verdutzt schaute sie in zwei grinsende Mädchengesichter, drehte sich dann auf einem Absatz um und verließ türenknallend den Raum.

Diese Küchendramatik war zwar durchaus unterhaltsam, jedoch auf Dauer nicht zu ertragen, das wussten wir beide. Wollten wir zusammen sein, mussten gemeinsame vier Wände her, am besten unmöbliert. Schrank, Betten, Sofa und Schreibtisch konnten wir noch irgendwie besorgen. Aber wie ließen sich bei dem Wohnungsmangel der fünfziger Jahre in Leipzig zwei leere Zimmer finden? Über Beziehungen. Ninas Vater, Max Seydewitz, amtierte zu der Zeit bereits als Ministerpräsident in Sachsen und seine Frau Ruth hatte Verbindungen zum



Leipziger Wohnungsamt. Also stellten wir uns dort vor. Der Beamte blätterte in seinen Akten und kratzte sich bedenklich am Kinn. „Das ist schwierig, sehr schwierig“, wiederholte er mehrmals, bis er plötzlich von den Papieren aufsaß: „Vielleicht hab ich doch etwas für euch. Geht auf die Pönitzstraße zehn zu Frau Ludewig. Die lebt alleine in einer herrschaftlichen Wohnung. Die muss vermieten.“

Mit dem Zustellungsschein in der Hand begaben wir uns auf den Weg. Eine blondierte, mondäne Frau, die sicherlich bereits die Vierzig überschritten hatte, öffnete die Tür. Die Zigarette in ihrem Mundwinkel lehnte sie mit verschränkten Armen am Rahmen. ‚Eine Filmdiva‘, schoss es mir durch den Kopf. Ihr Auftritt war ebenso bühnenreif: „Ich vermiete überhaupt nicht“, sprach sie im kratzigen Bass, unbeeindruckt von der amtlichen Weisung, die wir vor ihr Gesicht hielten. „Lassen Sie uns doch erst einmal die Zimmer sehen“, konterte Nina, „vielleicht gefallen sie uns ja gar nicht und dann hat es sich sowieso erledigt.“ Das leuchtete auch Frau Ludewig ein und so gewährte sie uns Eintritt.

Die Räume waren groß und hell, die weißen Wände hoch und die Decken mit Stuck verziert. In einer Ecke prangte ein smaragdgrün glänzender Kachelofen. Wir waren begeistert und die Ludewig nicht dumm. Denn dass sie vermieten musste, wusste auch sie. Dann war es doch allemal besser, zwei Studentinnen als eine Familie mit schreien-dem Kind im Haus zu haben. Und damit wir nicht zu oft in ihrer Küche hantierten, bestand sie darauf, uns nur dann aufzunehmen, wenn wir auch das ehemalige Hausangestelltenzimmer mit Wasseranschluss mieteten, was uns noch mehr verzückte. „Eines muss jedoch von Anfang an zwischen uns klar sein“, erhob sich ihre dunkle Stimme zur feierlichen Besiegelung des Mietkontrakts, „Ich kümmere mich nicht um Ihre Angelegenheiten und Sie kümmern sich nicht um mich.“ Das kam uns entgegen, obwohl es doch recht merkwürdig war, dass diese Ludewig so viel Wind um ihre Privatsphäre machte.

Noch seltsamer schien uns jedoch dieser Herr Jupp, der bei der Ludewig ein und aus ging, wie wir nach unserem Einzug schnell mitbekamen. Wenn er sie besuchte, war er mit Pelzmänteln beladen und meist ordentlich angetrunken. Sie nahm ihm stets die Mäntel ab und steckte ihn ins Bett. Nach zwei Tagen hatte er zumeist seinen Rausch ausgeschlafen, vergnügte sich mit der hübschen Sonja, die ebenso bei der Ludewig zur Untermiete wohnte, und verließ gut gelaunt das Haus, um Wochen später wieder mit Pelzen beladen davor zu stehen.

Es brauchte nur Eins und Eins zusammengezählt werden, um zu erkennen, dass wir inmitten einer Schieberhöhle saßen. Wahrscheinlich schmuggelte Herr Jupp die Pelze aus Westberlin über die Grenze, ließ sie von der Ludewig bearbeiten und weiterverkaufen und schlüpfte dann bei Sonja unter die Bettdecke, Kräfte tankend für die nächste Tour. Damit ließ sich offenbar so viel Geld verdienen, dass alle drei gut leben konnten.

Uns sollte das nicht weiter stören. Denn hinter der Raubeinigkeit der Tante Erni – so nannten wir Frau Ludewig inzwischen – verbarg sich eine große Güte. Manchmal steckte sie uns heimlich ein Stück Schinken oder andere Leckereien zu, die der Jupp mitgebracht hatte, stets mit den mahnenden Worten: „Das müsst ihr schnell aufessen, damit der Saufkopp nichts merkt.“ Und weil uns anderer Leute Geschäfte nichts angingen, wohnten wir die nächsten Jahre alle harmonisch unter einem Dach.

Eines Morgens, Nina war bereits ausgezogen und verheiratet, sah ich durch mein Fenster die Polizei in unserem Vorgarten stehen. Im selben Moment stürmte Tante Erni ins Zimmer, stopfte einen Berg voller Pelzsachen in meinen Kleiderschrank und stob ebenso schnell wieder zur Tür hinaus. Ich hörte die Herren der Ordnung mit Erni diskutieren und ihre Wohnung durchwühlen. Für meine vier Wände hatten sie allerdings keinen Durchsuchungsbefehl, was Erni damals rettete.

Später jedoch, als ich schon in Dresden wohnte und dort im ersten Pflichtjahr als Arztassistentin arbeitete, schrieb sie mir: „Was denkst Du, ich habe jetzt drei Nächte in der Beethovendiele zugebracht. Und stell Dir vor, die Sonja hat gesungen wie eine Nachtigall.“ Beethovendiele nannten die Leipziger das Untersuchungsgefängnis auf der Beethovenstraße. Sonja hatte also ausgesagt. Das brachte Jupp für ein paar Jahre hinter Gitter. Erni kam erneut mit blauem Auge davon. Und ich lief in Dresden mit weißer Weste – pardon: weißem Kittel – durch die Gänge des Notkrankenhauses auf der Wurzener Straße, versuchte, wie eine seriöse Ärztin auszusehen, und wusste von nichts.